

Der keimhafte Anfang

THOMAS BRUNNER: **Friedrich Schiller**. Die Kunst als Weg zur menschenwürdigen Gesellschaft. Edition Immanente im FIU-Verlag, Wangen – Cottbus – Leipzig 2005. 83 Seiten, 15 EUR.

»Schillers ästhetischer Staat ist sozusagen ... der keimhafte Anfang der Dreigliederung des sozialen Organismus.« – Das ist – in Kürze – die Kernthese von Thomas Brunners Buch.

Gewiss, eine gewisse Skepsis ist angeraten, wenn einmal wieder eine neue Generallinie zu Steiner gezogen werden soll. Nicht jedoch hier, denn Brunners These leuchtet ein. Es gibt sie tatsächlich, diese intime Verbindungslinie, die direkt von Schillers ästhetischen Briefen – und in diesem Punkt übrigens auch von der Romantik, insbesondere von Novalis – zu Steiner und von hier aus weiter zu Beuys führt. Beuys selbst hat das mehrfach angedeutet und hier deckt Brunner eine geistige Traditionslinie auf, die sich aus der Sache selbst ergibt. Denn Schillers Idee vom ästhetischen Staat, in dem sich die Menschen durch Kunst zu sich selbst erheben, wird durchaus in der Idee der Dreigliederung weitergeführt und, wie ich meine, eigentlich erst hier wirklich praktikabel gemacht.

Hätte Brunner sich in seinem Buch darauf beschränkt, diese starke und einleuchtende These eingehend herauszuarbeiten, was insbesondere in dem Kapitel »Friedrich Schiller und Rudolf Steiners ›Soziales Hauptgesetz‹« geschieht, so hätte es eine schöne kleine Monografie über Schiller und Steiner und die Entstehung der Idee der Dreigliederung werden können. Für meine Begriffe nimmt sich Brunner in seinem 80-Seiten-Text dann aber doch zu viel vor: »Die vorliegende Schrift ist ein Versuch, die umfassende Bedeutung des Schillerschen Wirkens für die Gegenwart zu thematisieren: Sein Frühwerk im Kontext der modernen Soziologie, sein Aufarbeiten der in der Antike veranlagten modernen dualistischen Weltansicht, seine Stellung zu den Philosophen seiner Zeit, das Ereignis der Begegnung mit Goethe, seine Beziehung zu dem Sozialreformer Wilhelm von Humboldt.« All diese Aspekte werden im Text thematisiert

und angerissen, dann aber für mein Verständnis doch zu wenig systematisch erarbeitet. Es entstehen starke Sprünge und hin und wieder der Eindruck von Willkür, was bei einer breiter angelegten und systematischeren Erarbeitung nicht der Fall gewesen wäre. Dadurch verscherzt sich Brunner auch sein eigentliches Potential, die Stärke seiner These, auf die man gespannt ist, wenn man das Buch zur Hand nimmt, die sich aber immer wieder verliert, weil zu viel auf einmal in einen zu kleinen Rahmen gepackt wird. Der Eindruck von Unruhe schleicht sich ein, der noch durch die häufig wechselnden, meist ungekürzten Zitate verstärkt wird.

Seine Stärken entwickelt der Text durch das Material, das er zusammenträgt. Da finden sich wunderbare Schiller-Zitate, die überall Brunners Liebe zu ihm verraten und bei deren Analyse der Text auch seine stärksten Seiten hat. Mich ärgerte es beim Lesen immer wieder, dass der Autor sich darauf zu wenig besinnt und häufiger als nötig auf Nebenwege führt.

Auch wenn Thomas Brunner sein Buch im Vorwort als einen »Arbeitstext« bezeichnet, hätte es dem Buch nicht geschadet, es noch eine Weile in seiner Werkstatt reifen zu lassen. Wer allerdings auf die geschlossene Form verzichten kann und Anregungen zu dem Themenfeld insgesamt sucht, wer den fragmentarischen Charakter des Buches akzeptiert und vielleicht sogar für einen Vorzug hält, wird in ihm reichlich Material finden, mit dem er sich selbst auf den Weg begeben kann.

Wolfgang Zumdick

Moderne Sphinx

GERHARD WEHR: **Helena Petrovna Blavatsky**. Eine moderne Sphinx. Biografie. Pforte Verlag, Dornach 2005. 270 Seiten, 22 EUR.

Der Autor, Verfasser bekannter Biografen u.a. zu Rudolf Steiner, C.G. Jung, Karlfried Graf Dürckheim und Friedrich Rittelmeyer, zeichnet in einem knapp bemessenen Rahmen das eindrucksvolle und zugleich schillernde Leben der Helena Petrovna Blavatsky (1831-1891) nach. Es entsteht ein durchaus lebendiges Porträt dieser

in Russland aufgewachsenen »Großmutter der Esoterik« (Helmut Zander), die mit 17 Jahren aus einer Ehe mit einem um Jahre älteren Vizegouverneur ausbüchste und dann als spirituelle Globetrotterin die halbe Welt bereiste, ehe sie 1875 zusammen mit Colonel Olcott die Theosophische Gesellschaft in New York ins Leben rief. Ihre Mitarbeit in dieser Organisation erwies sich als ein Glücksfall für diese, denn ohne die zündenden Grundlagenwerke »Isis entschleiert« (1877) und »Die Geheimlehre« (1888) hätte die Theosophical Society niemals jene Popularität erhalten, deren Nachwehen bis in die Gegenwart hinein zu spüren sind. Noch heute gehört »Die Geheimlehre« zum festen Bestand eines jeden gut sortierten Eso-Buchladens.

Blavatsky, die unentwegt Zigarren paffte und sich über sämtliche Rollenklischees damaliger Zeit hinwegsetzte, muss auf Besucher ebenso beeindruckend wie unwirsch gewirkt haben. Als unentwegte Schriftstellerin und »Sprachrohr der Meister« folgte sie einer eisernen Arbeitsdisziplin. Sie hatte hohe moralische Ansprüche an sich und ihre Mitarbeiter und war gewiss nicht das, was man heute einen »diplomatischen« Menschen nennen würde.

Was ein Manko dieses Buches darstellt: Der Autor versäumt es, sich mit kritischer Literatur zum Werk Blavatskys eingehender auseinanderzusetzen. In Wehrs Darstellung vermisst man nicht nur wichtige Teile der englischsprachigen Literatur und Quellen zur Entstehungsgeschichte der Theosophischen Gesellschaft, sondern der Autor vermeidet es ebenso konsequent, sich mit den Untersuchungen von Historikern wie Helmut Zander oder Justus H. Ulbricht auseinanderzusetzen, die der Verfasserin der »Geheimlehre« – unabhängig davon, ob diese Einschätzung zutrifft oder nicht – »Rassismus« vorwerfen. Blavatskys Herabsetzung jüdisch-christlicher Spiritualität, der ihr gesamtes Werk durchziehende Antijudaismus, welcher schon Rudolf Steiner negativ aufgestoßen war, wird von Gerhard Wehr auf gerade zwei Seiten abgehandelt.

Ralf Sonnenberg

Ein Parzival-Weg

EWALD KOEPKE: **Rudolf Steiner und das Gralsmysterium.** Der Prüfungsweg des Parzival. Verlag Freies Geistesleben, Stuttgart 2005. 124 Seiten, 18,50 EUR.

Der Lebensweg Rudolf Steiners, der ihn in unserem Kulturraum zu dem wohl bedeutendsten spirituellen Lehrer des 20. Jahrhunderts werden ließ, war bereits Gegenstand zahlreicher Untersuchungen. Immer neue Aspekte wurden dabei zu Tage gefördert, bisweilen kam es wegen einzelner Publikationen auch zu Debatten von äußerster Heftigkeit und Schärfe. Ewald Koepke unternimmt in dem vorliegenden, neu erschienenen Band den Versuch, das, was man die Einweihung Rudolf Steiners nennen kann, als dessen Zugang zu dem Mysterium des Grals nachzuzeichnen.

Der Parzival Wolframs von Eschenbach erlitt und erstritt seine Mission in einer für das Gralsgeschlecht gänzlich neuartigen Weise. Denn die Gralskönige vor ihm waren berufen worden und konnten ihr Amt antreten, indem sie gewissermaßen geradlinig dieser Berufung folgten. Parzival betrat den inneren Kreis um den Gral zuerst völlig ahnungslos und schien daraufhin seine Berufung bald selbst aufs Ernsteste zu gefährden, da er die Stunde nicht erkannte, nicht – was die neuartige Situation erforderte – den Schatten der Vergangenheit abwarf und nicht die erlösende Frage stellte. Die individuelle Kraft zu fragen, nach den alten Regeln auch nicht geboten, war noch nicht in ihm herangereift. Er wurde in schmerzlicher Weise aus dem Gebiet des Grals verstoßen und auf einen einsamen Weg der Irrungen und Wirrnisse verwiesen, der ihn nicht nur an sich, sondern auch an seinem Gott zweifeln und verzweifeln ließ. Es kam so, dass er im Laufe seines ruhelosen Suchens durch die als trostlose Einöde erlebte Welt zwar vieles gegen mächtige Widerstände wirkte, dass er dabei aber auch seine überreichen Begabungen für weltliches Ritter- und Königtum gleichsam restlos verausgabte und an die äußersten Grenzen des eigenen Vermögens stieß. In tiefster Verlorenheit eröffnete sich ihm

– durch den Einsiedler Trevrizent – im Hinschauen auf das Mysterium des Christus der Blick auf das allein Heilsame, das es zu tun galt. In der intensivsten, von Verzweiflung gezeichneten Konzentration auf das eigene Ich-Bewusstsein erschloss sich ihm die Wendung hin zum Fragen, die Wendung von sich selbst hin zu dem anderen, der Größeres litt als er. Einzig in diesem Vollzug konnte er den gähenden Abgrund der Gottferne überbrücken und wiederum Anschluss an seine heilige Berufung finden.

Der junge Rudolf Steiner – als Kind hatte er zwar die äußeren Formen des katholischen Christentums kennen gelernt – wuchs in das 19. Jahrhundert hinein, das ihm früh die Richtung der geistfernen, bloß naturwissenschaftlichen Welterklärung und der selbstherrlichen technischen Weltbeherrschung aufzeigte. Ungeachtet seiner spontanen Wahrnehmungen des Übersinnlichen boten ihm die gegebenen Bildungsmittel Gelegenheit, die ganz auf das nur Sinnliche gerichtete Lebensart seiner Zeit mühelos zu durchdringen, so als ob er sie sich damit zugleich aneignen würde (gerade dies für ihn vielleicht die schwierigste und schmerzlichste Aufgabe in jener Zeit). Noch als Jüngling fand er jedoch insbesondere im deutschen Idealismus die Möglichkeit, in seinem besonnenen Selbstbewusstsein, in seinem Ich, diejenige autonome Instanz zu erfassen, in der und aus der heraus der wirkende Geist zu einem individuell erkennenden, gestaltenden, sich in diesem Ich selbst behauptenden und überhaupt freien Verhältnis zu der verdichteten Welt der Sinne finden kann. Die sinnliche und die übersinnliche Welt blieben allerdings über Jahrzehnte scharfer Gegensatz für Steiner. Die Begegnung des 19-Jährigen mit dem »Dürckräutler« und die spätere ausgiebige Arbeit über das naturwissenschaftliche Werk Goethes konnten von dieser Schärfe vielleicht etwas auffangen, da in dem Naturleben sich dasjenige Feld auftut, auf dem sinnliche und übersinnliche Wirklichkeit sich organisch durchdringen. Ebenso früh aber wurde ihm auch schon klar gemacht, dass es sich in seinem weiteren Werdegang dennoch um einen aufs Ganze gehenden, erbitterten Kampf handeln sollte. Die-

se Aufgabe fiel jenem Lehrer zu, zu welchem Felix, der »Dürckräutler«, ihn hinführte, der ungenannt blieb und über den auch später Rudolf Steiner nur die allerdürftigsten Auskünfte gab. Dieser Unbekannte stärkte ihm den Mut für die bevorstehenden Auseinandersetzungen und umriss damit zugleich seine Aufgabe, die mit der spirituellen Durchdringung und schrittweise zu erlangenden Umwandlung der zeitgenössischen materialistischen Weltanschauung zusammenhing, mit der Überwindung der in ihr liegenden Todeskräfte. Rudolf Steiner war somit auf einen dornenreichen Weg gewiesen, der auch für ihn – beispielsweise in seinem Ringen mit Max Stirner, Ernst Haeckel, Friedrich Nietzsche – Einsamkeit, Abgründe und Gottesferne bereithielt. Der Individualismus, den er entwickelte, seit seiner »Philosophie der Freiheit« als ethischen Individualismus, führte ihn selbst in den Bereich des Abgrundes hinein. Aus jener frühen Zeit stammt Steiners Formulierung: »Es ist allein des Menschen würdig, dass er selbst die Wahrheit suche, dass ihn weder Erfahrung noch Offenbarung leite. Wenn das einmal durchgreifend erkannt sein wird, dann haben die Offenbarungsreligionen abgewirtschaftet. Der Mensch wird dann gar nicht mehr wollen, dass Gott sich ihm offenbare oder Segen spende.« (R. Steiner, Hg.: »Goethes naturwissenschaftliche Schriften«, II. Band, S. IV. 1887)

In seiner neuen Arbeit fasst Ewald Koepke diese geistige Situation Rudolf Steiners, die er vielfältig und differenziert ausleuchtet, mit Blick insbesondere auf das Christentum so zusammen: »Das bisher tradierte Christentum entfaltete im Sinne Steiners eine das freie Ich ablähmende oder gar auslöschende Wirksamkeit; es war eine Erlösungsreligion, die das eigenständig-verantwortliche Streben des Menschen beargwöhnte. Nach diesem Verständnis löschte die außermenschliche Erlösungstat Christi die schöpferische Freiheit des Menschengenies aus.« Es wurde dann schließlich, nach vielen weiteren schmerzlichen Etappen, so Koepke, der Sprung über den Abgrund für Steiner zu einem unabweisbaren Erfordernis, um es ihm in seinem Geisteskampf zu ermöglichen, in aller Freiheit des Ich und in innerstem Ernst vor

dem Geheimnis Christi als dem Größeren stehen und bestehen zu können. Er selbst sprach in späteren Jahren rückblickend von dem Gestandenhaben vor dem Mysterium von Golgatha »in innerster ernstester Erkenntnis-Feier«. Koepke nähert sich dem Verstehen dieser eigentlichen Initiation Steiners, die trotz mancher äußeren Erfolge die Kulmination eines langen, bitteren Weges bedeutete, mithilfe von entscheidenden Einsichten an, die sich aus der Analyse von Parzivals Prüfungs- oder Einweihungsweg ergeben. Er tut dies keineswegs von ungefähr, denn aus einem reichen Fundus von Belegstellen im Werk Rudolf Steiners kann er überzeugend ausführen, dass die Initiation, die der Begründer der Anthroposophie als das zentrale Anliegen seiner »Wissenschaft vom Gral« charakterisiert und die im Kern auch die eigene Initiation war, eben nichts anderes als die Einweihung in das Mysterium des Grals darstellt. Die Stufen auf dem Weg dorthin, wie Koepke sie in seiner Studie kapitelweise nachzeichnet, konfrontieren das »hüllenlose Ich« mit den »Zerstörungsherden« in den Tiefen der eigenen Wesenheit, führen »mitten hindurch« durch die »Umlauerung von Dämonen« und zur Notwendigen Bereitschaft den »Abgrund zu überspringen«. – Was der Autor dabei von Anfang an im Auge hat, bedeutet eine tief greifende Metamorphose des Ich des Einzuweihenden, seiner Bewusstseinsseele insbesondere. Was in der Not des Geistsuchers als Problem des Ich bis zu einem gewissen Grad vielleicht noch nach den Gesichtspunkten der idealistischen Philosophie reflektiert werden kann, wird von Koepke mit Hilfe weit darüber hinausweisender, geisteswissenschaftlicher Wahrheiten erheblich konkretisiert. Hier handelt es sich um die nicht leicht zu erschließenden Wahrheiten der von Steiner so bezeichneten »spirituellen Ökonomie«. – Denn durch die gesamte Schrift hindurch wird es für den Leser schrittweise immer deutlicher, dass die Gralsinitiation, auf die der anthroposophische Erkenntnisweg hintendiert und die dieselbe ist, die Rudolf Steiner bestanden hat, in ihrem innersten Bereich zu tun hat mit der höchst geheimnisvollen Durchdringung des eigenen Ich, der eigenen Bewusstseinssee-

le mit der Ich-Kraft, mit der Bewusstseinsseele-Kraft dessen, der der eigentliche Träger des Christus war und ist. Der Sucher wird gleichsam selbst zum Gral-erwandten Gefäß oder, wie der Autor es benennt: er wird zum Christophorus, zu einem Träger des Christus. Aus dieser Art Berührung und Durchdringung allein kann es zu der notwendigen Metamorphose des inneren Wesens des Geistsuchers kommen. Die Früchte solcher Einweihung, wie Steiner sie seinen Schülern, ja der Menschheit überhaupt in der Folge mitteilte, seit den Jahren, in denen er die Worte formulierte: »die christlichen Mysterien gehen auf« – sie erscheinen um so strahlender, von um so größerem Gewicht und von einer um so größeren Tragweite, je mehr man sich klar macht, welchen Abgründen sie abgerungen sind.

In Koepkes Schrift wird eine Sicht auf Rudolf Steiner freigelegt, die Entwicklung zeigt. Es ist dies aber überall eine Entwicklung im Sinne des Prüfungsweges auf eine Einweihung hin, aus deren Wirklichkeit eine Welt neu ersteht, als die Welt, in deren Mitte der Christus aufscheint, indem sinnliche und übersinnliche Welt füreinander und aufeinander hin aufs Neue erschlossen werden. Womöglich weist Ewald Koepke mit seinem Verständnisansatz einen Weg auf, der im Verfolg zur Lösung jenes schon länger bestehenden Problems führen kann, ob denn Rudolf Steiner sein Leben von Beginn an als ein vollendeter, wahrer Meister gelebt hat oder ob er sich zu der Höhe des christlichen Eingeweihten erst hat hinaufentwickeln müssen. Denn bisher hat sich im Konflikt um diese Frage noch kaum eine Spur gezeigt, die zu der gemeinsamen Mitte hinführen könnte. Die moderne Gralseinweihung, so Koepke, zielt auf eine neue »Kultur der Frage«. Das Buch will wohl nicht nur einmal gelesen werden, sondern bietet genügend Anlässe zu fragendem, vertiefendem Nacharbeiten und es könnte aus bewusst geübter Fragekultur heraus die Bemühungen auf dem Feld der Bewältigung ungelöster anthroposophischer Probleme im besten Sinne bestärken.

Klaus J. Bracker

Von der Sprachgeste zum Begriff

RUDOLF STEINER: **Theosophie**. Die Textentwicklung in den Auflagen 1904 – 1922 in vollständiger Lesefassung. Mit einem Beitrag von Daniel Hartmann. Rudolf Steiner Studien Bd. 9, Rudolf Steiner Verlag, Dornach 2004. 328 Seiten, 28 EUR.

Ein Charakteristikum der Grundwerke Rudolf Steiners besteht darin, dass er diese immer wieder einer gründlichen Überarbeitung unterzog. Das gilt sowohl für die erstmals 1894 erschienene »Philosophie der Freiheit«, das 1904 bis 1905 zunächst in Form einer Aufsatzreihe erschienene Werk »Wie erlangt man Erkenntnisse der höheren Welten« als auch für das 1904 erstmalig verlegte Buch »Theosophie. Einführung in übersinnliche Welterkenntnis und Menschenbestimmung«. Steiner ging es stets darum, eine möglichst genaue sprachliche Entsprechung für das zu finden, was seine geisteswissenschaftlichen Forschungen ihm ergaben. Eine Dokumentation seiner Umarbeitungen an der »Philosophie der Freiheit« liegt seit 1994 in Band 4a der Gesamtausgabe vor, eine Dokumentation der Umarbeitungen an der »Theosophie« stand bislang noch aus. Der akribischen philologischen Arbeit von Daniel Hartmann ist es zu verdanken, dass nun in der Reihe »Rudolf Steiner Studien« des Rudolf Steiner Verlags eine vollständige synoptische Lesefassung aller Textversionen und Lesarten der »Theosophie« vorliegt. Insgesamt fünfmal hat Steiner dieses Buch zwischen 1904 (Erstausgabe) und 1922 (Ausgabe letzter Hand, 19. Auflage) durchgesehen, ergänzt, erweitert und überarbeitet, so dass es mit der Erstausgabe heute insgesamt sechs verschiedene Fassungen gibt. Die vorliegende Dokumentation vereinigt in einem fortlaufenden Lesetext neben der Textfassung der Erstausgabe sämtliche Änderungen, Zusätze und Streichungen, die Steiner in fünf der achtzehn Folgeauflagen zu seinen Lebzeiten vorgenommen hat. So besteht nun die Möglichkeit, genau zu verfolgen, welche Stellen wie und

wann umgearbeitet, ergänzt oder gestrichen wurden. Wer die Mühen nicht scheut, die erforderlich sind, wenn man sich mit der komplexen Textgestalt dieser Lesefassung vertraut machen will, für den entsteht das höchst eindrucksvolle Bild eines fortwährenden Ringens um den adäquaten sprachlichen Ausdruck geisteswissenschaftlicher Forschungsergebnisse.

Das Buch möchte die Dokumentation eines geisteswissenschaftlichen Forschungsweges und gleichzeitig eine Studienausgabe sein. So gut Ersteres auch gelungen sein mag, es darf doch bezweifelt werden, ob Letzteres gleichermaßen gelungen ist, wenn mit der Studienausgabe eine für alle Leser leicht zugängliche Form angestrebt war. Nachdem man sich durch einige Seiten der vollständigen Textfassung hindurchgearbeitet hat, fragt man sich doch, ob nicht eine lesefreundlichere Darstellung der verschiedenen Textfassungen möglich gewesen wäre, die sicher eine wünschenswerte Verbreitung des Buches begünstigt hätte.

Die Darstellung der Textfassungen wird ergänzt durch einen aufschlussreichen Beitrag von Daniel Hartmann, in dem er die Umarbeitungen jeder einzelnen Auflage charakterisiert und anschließend eine Klassifizierung der vorgenommenen Änderungen vornimmt. Dabei werden drei Ebenen unterschieden: Eine Verständnis-Ebene, auf der Korrekturen und Ergänzungen stattfanden, um einen Sinnzusammenhang präziser zu formulieren, eine künstlerische Ebene (»von der Sprachgeste zum Begriff«), auf der Steiner die Lautbildung einzelner Worte oder die Sprachgebärde von Sätzen veränderte und eine geistige Ebene (»Entwicklung begrifflicher Zusammenhänge«), auf der ein geistiger Tatbestand neu gefasst wurde.

Peter Dellbrügger

Die verlorene Hälfte

WOLFGANG SCHAD (Hg.): **Die verlorene Hälfte des Menschen.** Die Plazenta vor und nach der Geburt in Medizin, Anthroposophie und Ethnologie. Verlag Freies Geistesleben, Stuttgart 2005. 160 Seiten, 18,50 EUR.

Der mächtige Geist der Plazenta, er schenkt dem Kind das Leben, er wird sein persönlicher Schutzengel, warnt in Gefahr und wirkt als Gewissen. Dieser Geist hält für den Menschen einen Platz im Jenseits frei. Sein Leib, die Plazenta, erhält in vielen Kulturkreisen, in denen eine solche Anschauung lebt, ein vollwertiges Begräbnisritual, es verbindet das Diesseits mit der Welt der Ahnen, Geister und Götter. Auch in Baden-Württemberg wurden Bodenbestattungen der Nachgeburt am oder im Haus für das 17. bis 19. Jahrhundert nachgewiesen, zum Beispiel in Bönningheim bei Heilbronn. Eine solche ehrfurchtsvolle Anschauung der Embryonalhüllen kann sich auf der Grundlage der heutigen naturwissenschaftlich geprägten Medizin nicht entwickeln. Entsprechend wenig Beachtung findet im Allgemeinen die Entsorgung der Nachgeburt.

Wolfgang Schad möchte den Leser im Sinne einer umfassenden Wissenschaftlichkeit »möglichst viele Ansätze zum Thema finden lassen.« Dazu lässt er neun in sich abgeschlossene Beiträge von acht verschiedenen Autoren seiner Einführung folgen. Seine eigenen Beiträge »Die Bedeutung der Nachgeburt in anthroposophischer Sicht« und »Zur Anthropologie der Bekleidung« wurden, wie alle anderen auch, schon früher publiziert. Drei Titel hat er selbst aus dem Englischen übersetzt. Es entstand eine Komposition mit anatomischen, physiologischen, (molekular)genetischen, medizinhistorischen, evolutionsbiologischen sowie archäologischen, völkerkundlichen und anthroposophischen Themen. Gerade die Untersuchung der menschlichen Nachgeburt, vermutet Schad, könnte dabei helfen, Evolutionsbiologie und Anthroposophie, Naturwissenschaft und Geisteswissenschaft in ihren unterschiedlichen

Methodenebenen aufeinander zu beziehen. Die menschliche Plazenta nimmt eine einzigartige Sonderstellung unter den Organismen im Hinblick auf ihre biologische und spirituelle Natur ein. Vielfältige Forschungsergebnisse charakterisieren sie in ihrer »Selbstlosigkeit«:

- Sie gleicht genetisch dem Kind. Schad nennt Kind und Hüllenorgane, zu denen sie gehört, vor der Geburt »das Kind insgesamt«.
- Sie bildet sich vor dem Embryo; dessen Gestalt entsteht erst ab Mitte der dritten Woche nach der Befruchtung.
- Sie differenziert sich nicht in einzelne Organe, bleibt universell, erbringt in allen Bereichen dieselbe Gesamtleistung.
- Sie ist ein »Alleskönner«, gibt aber ihre Funktionen gemäß der Reife der kindlichen Organe an diese ab. So die Ernährung, Eiweißsynthese und Ausscheidung (Darm-, Leber- und Nierenfunktion), die hormonelle Steuerung, als Letztes die Atmung. Danach löst sie sich ab und wird ausgestoßen.
- Plazenten zeigen statistisch keine geschlechtsabhängigen Gewichtsunterschiede wie die Neugeborenen (Knaben sind schwerer), sie leben »jenseits der Geschlechtertrennung und Skelettbildung«.

Wie ist dieses wunderbare Gebilde zu verstehen? Als eigener Organismus neben dem embryonalen, als Organ eines Gesamtorganismus, der Einheit »das Kind insgesamt« oder als Glied des mütterlichen Organismus? Die Untersuchung der Individualität ist ein Musterbeispiel für die Methode, wie Schad Schritt für Schritt verschiedene Stufen durchgeht, um von der biologischen, objektiven über die subjektiv seelische zur geisteswissenschaftlichen Ebene zu gelangen. Er kommt sicher »drüben« an, gerade weil er den »Abgrund« klar ins Auge fasst.

Die Zellkern-Genetik mit unterschiedlicher Polyploidie mancher Organe und die Mitochondrien-Genetik mit unterschiedlicher Verteilung bei jeder Zellteilung lehren, dass der Mensch in sich nicht streng erbidentisch ist. Eineiige Mehrlinge sind es auch untereinander nicht. Biologische Individualität tritt nur annähernd auf, nie absolut. Auch die subjektiv seelisch empfundene personale Individualität nach Charak-

ter, Temperament, Begabung und Neigung etc. kann die Einmaligkeit einer solchen Konstellation nicht gewährleisten. Die Anthroposophie erkennt den eigensten Wesenskern eines Menschen in seiner geistigen Dimension: das Ich. Um die Individualität eindeutig zu bestimmen, müssen wir von der biologischen zur geisteswissenschaftlichen Betrachtung übergehen. Seine jetzt folgenden Überlegungen baut Schad auf Angaben Rudolf Steiners, welche er zitiert. Dieser nennt die Embryonalhüllen den »ersten physischen Leib« des vorgeburtlichen Menschen. In ihnen »lebt der vorirdische Mensch.« Die im vorirdischen Leben geistig vorbereitete physische Organisation drückt sich äußerlich sichtbar nur in den Embryonalhüllen aus. Diese werden bei der Geburt abgestoßen. »Aber tätig bleibt im Menschen diese vorirdische Organisation sein ganzes Leben lang.« Und an anderer Stelle: »Die sämtlichen Organe, die vom Embryo abgehen, sind beim geborenen Menschen vorhanden als die höheren Glieder.« Nach Rudolf Steiner können wir mit unserem Bewusstsein nur einen Teil unseres Ich erfassen. Das Alltags-Ichbewusstsein kennt nur das so genannte »niedere Ich«. Das unbewusste »höhere Ich« wirkt bei wichtigen Lebensentscheidungen (Berufs- und Partnerwahl, Religion) mit, ohne dass wir seine Tätigkeit bemerken. Die Ergebnisse werden uns bewusst, wir können sie aber rational nicht vollkommen durchschauen. Schad sieht diesen dualen Ich-Begriff gespiegelt in dem Verhältnis der zur Umgebung sich öffnenden universellen Embryonalhüllen zu dem Embryo, welcher in sich abgrenzenden Einzelorganen biologische Innenräume bildet. In der vorgeburtlichen dualen Organisation des Menschen sind »beide Gesten des Humanen«, Zuwendung und Selbstbezug, leiblich verwirklicht. Nach der Geburt, ohne Hüllenorgane, sei der Mensch unvollständiger, er erlebe sich zeitlich nur als Stückwerk seiner selbst. Darin sieht Schad ein »existentielles Grunderlebnis«. Warum stößt das mütterliche Gewebe die Plazenta trotz unterschiedlicher Genetik nicht ab? Dem Verständnis dieser auch heute noch rätselhaften Immuntoleranz nähert sich Schad in einem »genetischen Intermezzo«. Es ist wirklich

hinreißend, dem Gedankenfaden durch neue molekulargenetische Forschungen zu folgen, den weiten Horizont bis zur Entstehung des Lebens auf der Erde zu genießen. Wir lernen die konvergente Zusatzgenetik als Kunstgriff der Evolution und den späten lateralen Gentransfer aus der Lebenssphäre der gesamten Mutter Erde kennen. Makroskopisch, mikroskopisch und molekulargenetisch ergeben sich drei »Symbiose-Ebenen«, extrazellulär, intrazellulär und genetisch, welche trotz der besonders hohen biologischen Autonomisierung des Menschen die »muster gültige Symbiose« von Plazenta, Mutter und Kind verständlicher machen.

Das zentrale Anliegen: Das Verständnis der Embryonalhüllen soll diesem »ersten Leichnam« zu gleicher Achtung und Würde verhelfen, wie sie einem Leichnam am Lebensende zukommen, durch eine angemessene Bestattung. Zu diesem Zweck spricht Schad von der »hohen Variationsbreite« der Plazenta, fordert eine breit angelegte Konstitutionsmorphologie, eine Typologie und schließlich eine »individualisierende Betrachtung«. Großes Engagement verrät hier der scharfe Ton. Die genannten Begriffe wollen jedoch meines Erachtens nicht recht zu Schads eigener Charakterisierung der Plazenta als in sich gleichförmig differenziertes, in jedem Bereich universelles Organ passen. Eine individualisierende Betrachtung erscheint mir dem »Kind insgesamt« vor der Geburt, auch dem Neugeborenen angemessen, weniger der von Mutter und Kind abgetrennten Plazenta. Der duale Ich-Begriff ergibt sich aufgrund unseres eingeschränkten Tagesbewusstseins, er meint nicht zwei getrennte Iche. Da Plazenta und Embryo den dualen Ich-Begriff offenbaren, kann es auch nicht zwei gleichwertige, getrennte Leichname geben.

Zur »verlorenen Hälfte«: Der Geist der Plazenta, die vorgeburtlich vorbereitete physische Organisation des Menschen, verlässt die Hüllen bei der Geburt, bleibt jedoch im Menschen sein ganzes Leben lang tätig. Dieser »Tod« führt zum Wirken im Erdenmenschen, eine Besonderheit, die keinen Verlust oder Mangel bedeutet, sondern einen Gewinn! Ein weiterer Unterschied: Ein »normaler« Tod setzt eine Geburt und ein

Erdenleben, nicht nur ein intrauterines Leben, wie es der Plazenta zukommt, voraus. Ich würde daher lieber nicht von einer verlorenen Hälfte sprechen, fühle mich auch wegen der Trennung von meiner Plazenta nicht als »Stückwerk meiner selbst«. Gleichwohl unvollkommen im Sinne der Einführung von Schad: »Nicht das Sein, sondern das Werden macht uns aus«. Wer sich auf die möglichst vielen Ansätze eingelassen und den roten Faden durch manche Wiederholungen verfolgt hat, dessen Mühe wird belohnt: Er strebt nach der »Argumentationskultur einer hochpluralen Wissenschaft«, sicher geführt mit der Didaktik eines Waldorfllehrers. Wolfgang Schad beherrscht die Kunst, komplizierte Zusammenhänge, den Stand der Forschung, interessant und verständlich, jedoch ohne bequeme Verflachung darzustellen. Die naturwissenschaftliche Forschung wirkt nicht als Fremdkörper im geisteswissenschaftlichen Weltbild, im Gegenteil, die Fülle ihrer Tatsachen gewinnt Ordnung und Gewichtung, spricht uns persönlich an.

Möge das interessante Buch viele Menschen anregen, auch dazu, für einen angemessenen Umgang mit der Nachgeburt einzutreten; denn es gilt erhebliche Widerstände zu überwinden, wie wir bei unseren anfänglichen Plänen und praktischen Versuchen mit einer anonymen Erd- oder Feuerbestattung an der Filderklinik erfahren mussten. Ich würde dieses Buch »Die lebendige Brücke zur Erde« nennen. Eine überschrittene Brücke kann für mich nie verloren gehen; sie hat ihre Aufgabe an mir erfüllt. Baut mir der Geist der Plazenta auch die zweite Brücke? Die Mitsogho in Gabun glauben, dass er einen Platz im Jenseits freihält.

Michael Lamerdin

Netzwerk der Bilder

MANFRED SCHMIDBAUER: **Das kreative Netzwerk. Wie unser Gehirn in Bildern spricht.** Springer Verlag, Wien 2004. 215 Seiten, 29,80 EUR.

Zeichnen und Malen sind menschliche Kulturleistungen, die auf einem differenzierten Zu-

sammenspiel von visueller Gestaltwahrnehmung, Ideenbildung und manueller Geschicklichkeit beruhen. Der Wiener Neurologe Manfred Schmidbauer beschreibt die Mechanismen des Gehirns, welche der bildnerischen Kreativität des Menschen zugrunde liegen. Gleichzeitig begründet er die Bedeutung von Zeichnen und Malen für Diagnose und Therapie.

Detailreich beschreibt Schmidbauer das Zusammenspiel von Bildverarbeitung und Motorik beim Erlangen der Körperbeherrschung von Kleinkindern. Die unterschiedlichen Schritte im bildnerischen Gestalten von Kindern (Kritzelpphase, erster und zweiter Realismus, ästhetische Sensitivität) sind Ausdruck komplexer Funktionen, beispielsweise der Wahrnehmung: »Um Objekte visuell aufzufassen, müssen wir Farbe und Form analysieren.«

Um zu zeichnen oder zu malen ist außerdem eine Raumorientierung notwendig. Die Lagebeziehungen des eigenen Leibes und des äußeren Raumes müssen miteinander koordiniert werden. Wir »müssen die Raumpositionen unseres Körpers und besonders unserer Hand bestimmen können«. Darüber hinaus müssen Idee und Gestalt ideell erfasst und zeitlich der Ausführung vorangestellt werden: »Bevor wir aber Striche und Farben auf die Fläche setzen, brauchen wir eine Idee, einen schöpferischen Impuls und das setzt Planungsschritte voraus.«

Schmidbauers Darstellung überzeugt durch die subtile Unterscheidung am Malprozess beteiligter psychischer Funktionen wie z.B. visueller Verarbeitung, Raumorientierung, Form-Farb-Erkennung, Gedächtnis, gestalterische Planung und Bewegungsplanung usw.. Auf dieser Grundlage analysiert er im Detail die beteiligten neuronalen Wechselwirkungen. Es entsteht ein differenziertes psychologisch-neuronales Funktionsschema, das für eine weitere menschenkundliche Vertiefung wertvoll sein kann. Verschiedene Funktionsstörungen und Erkrankungen wie Depression und Demenz werden vor diesem Hintergrund erläutert.

Ralf Gleide